

Elisabeth Meyer-
Renschhausen

Gärten und Nutzgärten – die kleine Utopie

Gärten haben in der Geschichte konkreter Utopien stets eine wichtige Rolle gespielt – als Paradies und als Modell, als Form unentfremdeter Selbstversorgung und Beispiel für den idealen Umgang mit der Natur. Die Landschaftsgärten des 18., die Schrebergartenbewegung des 19., die Gartenstadtbewegung zu Beginn des 20. Jahrhunderts und die verschiedenen Kommunebewegungen von Lebensreformern haben stets das Schöne mit dem Nützlichen zu verbinden gesucht. Ende des 19. Jahrhunderts begannen Aussteigergruppen eine kollektive Rückkehr zu Himmel und Erde, Wasser und Sonne durch Obstgärten mit Kartoffel- und Kohlbeeten zu zelebrieren. 1892 entstand in der Schweiz der ›Heimgarten‹, 1893 bei Berlin die vegetarische Obstbaugenossenschaft ›Eden‹, wenig später Ascona am Lago Maggiore und diverse weitere Kommunen rings um Berlin. Erfolgreich und bekannt wurden die ab 1910 gegründeten Kibbuzim in Palästina. Bis heute existieren weltweit zumindest in Resten landwirtschaftliche Genossenschaften, die Naturnähe, einfaches Leben und neue Gemeinschaftsformen propagieren.

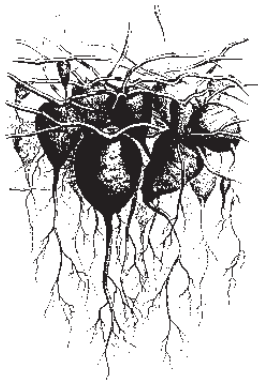
Nährende Kunstwerke

Der berühmte englische Ethnologe Bronislaw Malinowski kannte die Utopien der Lebensreformer und die daraus hervorgegangenen Gartenstadt-Debatten, als er (um 1900) die Gartenbegeisterung der Trobriander würdigte und hervorhob, dass die Gärten, obwohl Hauptnahrungsquelle der südostasiatischen Insulaner, von ihnen keineswegs als ungeliebte Notwendigkeit betrachtet wurden. Die Gärten dienen, schreibt Malinowski, nicht nur der Ernährung, sondern ebenso der ambitionierten Selbstdarstellung ihres Unterhalters. Gärten sind zugleich Kunstwerke, und wenn ein Trobriander einen Garten schön bestellen kann, macht das alle im Dorf stolz. Diese Gärten sind sowohl Gemeinschaftsangelegenheit als auch Früchte individueller Leidenschaft. Nichts sei so geeignet, die Gesellschaft zu erhalten und zu bestärken, wie die Rituale zu von Beerdigungen, Hochzeiten und Erntezeiten, die durch einen förmlichen Ringtausch von Yamswurzeln, der Hauptanbaufrucht, gekennzeichnet sind. In den magischen Beschwörungen und überbordend fröhlichen Erntefesten sind die Gärten, Malinowski zufolge, die nährenden Mittler zwischen Mensch und Natur.

Das gute Leben in Bangladesch

Heute helfen sich überall von Osteuropa bis Afrika schlecht Verdienende, Unterbeschäftigte und ›Vorruheständler‹ durch Urban Agriculture oder passionierte Nutzgärtnerei. Selbsthilfe durch diese Art von Kleinlandwirtschaft ist, obschon kaum von den Medien wahrgenommen, von Osteuropa bis Afrika und bis in die westlichen Metropolen selbstverständlich. Sie hat – anders als die Kraut- und Kartoffeläcker, die nach 1945 in der Bundesrepublik Flüchtlingen und Landarbeitern über die Runden halfen – neben der nährenden vor allem auch eine gemeinschaftsbildende Funktion.

So trug auf der Berliner Konferenz zur globalen Kleinstlandwirtschaft im Sommer 2000 die Referentin aus Bangladesch, Farida Akther, ihren Beitrag teilweise singend vor. Sie sang das Lied der Frauen bei der Ernte. Die Reisernte in Bangladesch ist auch dann Gemeinschaftsangelegenheit, wenn sie auf individuellen Feldern dörflicher Kleinbauern erfolgt. Diese Erntelieder erinnern an die fröhlich-geschwätzig Aufgeregtheit, die laut Malinowski die Dörfer auf den Trobriand-Inseln während der Erntezeit prägte.



Die Freude an der gegenseitigen Hilfe im kollektiven (Ernte- und Saatgut-)Verbund hält Farida Akther für den wichtigsten Grund, weshalb innerhalb von kaum mehr als 13 Jahren 65 000 Kleinbauern Bengalens »Nayakrishi Andolon« beitraten. Nayakrishi Andolon heißt auf Bengali »neue Landwirtschaft« und bezeichnet den Zusammenschluss ländlicher Haushalte, die sich dem ökologischen Landbau verpflichtet haben. Die Nayakrishi-Bewegung entspringt dem Widerstand der bäuerlichen Bevölkerung gegen Privatisierung, Enteignung von biologischen Ressourcen und dem Verdrängen traditionellen Wissens. Die Bauern wollen der Schuldenfalle entkommen, in die sie durch zu teures Saatgut geraten waren, das zudem den Kauf von dazugehörigem Dünger nebst Pflanzenschutzmitteln erzwang. Neben dieser ökonomischen Seite ist das Hauptmotiv für eine Teilnahme bei Nayakrishi der Wunsch nach dem »guten Leben«: einem Wunsch nach der »Wiederbelebung der Gemeinschaft« nicht durch Kampf und Gewalt, sondern durch einen langsamen Wandel der Lebensbedingungen in Richtung einer bewussten Hinwendung zu Ananda, dem »guten Leben«. Das Miteinander in der lokalen Gesellschaft sowie zwischen Mensch und Umwelt hält Farida Akther für die Essenz der kleinbäuerlichen Bewegung Bangladeschs: Das Wichtigste ist, sich gegenseitig bei der Saatgutbewahrung und bei der Feldbestellung zu helfen, von den Erfolgen der Revitalisierung der Natur zu berichten und miteinander zu feiern, statt sich einzeln der industriellen Kultur zu unterwerfen. Der Hintergrund ist folgender: Seit Mitte der sechziger Jahre hatte die moderne Agrarwirtschaft durch das »Pauschalangebot« von »Hochoertragssorten« (High Yielding Seeds) samt Chemiedünger und mit der Ausbreitung von Monokulturen viele Bauern in Not gestürzt. Die Vergiftung der Umwelt, insbesondere des Oberflächen- und Grundwassers, war die Folge. Das Fischeaufkommen, das die Hauptnahrungsquelle in Bangladesch bildet, sank infolge der Verseuchung dramatisch. Diese Marginalisierung der traditionellen Landwirtschaft aufgrund der Grünen Revolution führte zu sozialen und familiären Krisen. Durch die Mechanisierung verschwanden die traditionellen Tätigkeiten der Frauen. Sie, die traditionell das Saatgut verwaltet und gehütet hatten, galten plötzlich als unwichtig.

Ananda, das »gute Leben« der Nayakrishi-Bauern, steht in der Tradition sowohl einer langen asiatischen Überlieferung wie auch der griechischen Philosophie. Diese Rückbesinnung auf Ananda geschieht im Gleich-

klang mit entsprechenden sozialen Bewegungen weltweit. Wir können es insofern als eine andere Seite der Globalisierung verstehen. Farida Akther verkörpert diese neue weltumspannende Bewegung. Sie ist eine zierliche Person um die 50, die immer einen traditionellen Sari, aber niemals ein Kopftuch trägt. Farida Akther beeindruckte mich besonders 1996 in Rom, wo sie den Patrone del Ristorante aus der Fassung brachte, weil sie einfach Reis ohne alles verlangte. Vor allem wollte sie die importierten Shrimps nicht essen, da die Zucht der Langusten für die einheimische Bevölkerung die Zerstörung der Mangroven-Küste von Bangladesch, Indien oder der Karibik bedeutet.

Farida Akther hat in den frühen siebziger Jahren in Indien Volkswirtschaft studiert und kam dort mit der Studenten- und später der Frauenbewegung in Kontakt. Mit ihrem Sinn für Schönheit, ihrer Bescheidenheit, mit der sie sich über das Reisgericht zur Begrüßung und über ihr Zimmer im Frauenhotel freut, kommt sie mir vor wie die Vertreterin einer neuen globalen Citizenship, die es versteht, Islam, Hinduismus, Buddhismus und weltliche Kritik am Kapitalismus und Patriarchalismus in einer Person zu vereinen. Zusammen mit ihrem Mann, einem Biologen, gründete sie Mitte der achtziger Jahre in Dhaka die Forschungsgruppe UBINIG (auf Bengalisches die Abkürzung für »Politikforschung für Entwicklungsalternativen«), die Untersuchungen unternahm, um unter anderem herauszufinden, was die soziale Lage von ländlichen Weibern verbessern könnte.

Die verheerende Überschwemmung von 1988 brachte den entscheidenden Anstoß zur Begründung der neuen Bauernbewegung. UBINIG wurde gebeten, in dem Städtchen Tangail drei Autostunden nördlich von der Hauptstadt Dhaka beim Wiederaufbau zu helfen. Während die männlichen Bauern noch glaubten, sie brauchten für den Wiederaufbau ihrer Landwirtschaft Geld für Pestizide und Dünger, waren die Frauen von dieser Wirtschaftsweise nicht mehr überzeugt. Die Bäuerinnen erklärten, dass sie sich durch die moderne Landwirtschaft körperlich vergiftet fühlten. Auf einer der Versammlungen machte eine Hebamme die chemische Landwirtschaft für das vermehrte Auftreten von Fehlgeburten verantwortlich. So entstand die »Nayakrishi-Andolon-Bewegung« zunächst als eine Art Frauen-Gesundheitsbewegung. Daraus entwickelte sich das Engagement für eine alternative Landbewirtschaftung, mit den Frauen an



der Spitze, da sie traditionellerweise für die Gesundheit ihrer Kinder und Familien zuständig sind.

Das Hauptanliegen der Nayakrishi-Bewegung ist daher zunächst, die Umwelt giftfrei zu halten. Jeder Gebrauch von Pestiziden und Kunstdüngern wird strikt abgelehnt, um die Natur als kompliziertes organisches Ganzes zu erhalten. Der Wechsel von chemischem zu organischem Dünger und die Rückkehr zu ethischen Prinzipien auch gegenüber der Natur bedeutet zugleich, dass sich die Nayakrishi-Bauern in guter buddhistischer Tradition weigern, Lebendiges zu töten, um Nahrung erzeugen zu können. Tatsächlich konnten die Kleinbauern von Bangladesch, die meist über weniger als einen Hektar Land zur Bewirtschaftung verfügen, die Angebote der Chemiemultis immer weniger bezahlen. Der Rückgriff auf den Anbau von Mischkulturen, eine gezielte Fruchtfolge sowie das Beibehalten eines Handwerks neben dem Ackerbau macht die Nayakrishi-Bauern weniger krisenanfällig. Dabei spielt die Rückkehr zu einheimischem Saatgut eine entscheidende Rolle. In Tangail begannen Nayakrishi die einheimischen Saaten zu sammeln; Körner von 298 Reissorten, 68 verschiedenen Bohnensorten, 113 Brotfruchtplanzen-Saaten sowie 36 Chilisorten hängen in einer Holzhütte und werden untereinander getauscht. Die Nayakrishi-Frauen entwickeln Netzwerke für den Tausch von Saatgut, wodurch sie sich untereinander bei Naturkatastrophen, etwa den ständigen Überflutungen, besser helfen können.

Die nunmehr giftfreie Umwelt in den Nayakrishi-Dörfern hilft sogar bei der Ernährung der Ärmsten: Die Landlosen können nun wieder das Grün am Wegesrand sammeln, das für den Verzehr geeignet ist, Blätter von wild wachsenden Pflanzen und Gräsern. ›Unkraut‹ dient als Futter für Kühe, Ziegen und Hühner. Ein Wort für Unkraut gibt es im Bengalischen nicht, betont Farida Akther. Bis zu 40 Prozent ihrer Ernährung besorgen sich landlose Frauen aus ihrer Sammeltätigkeit, neben wilden Blattgemüsen und Gewürzen auch die Fische der Reisfelder. 20 bis 25 Prozent der Haushalte in den Dörfern gehören zu den Landlosen. Die Freude über dieses wieder wachsende Sammelgut macht gerade die Ärmsten zu unbedingten Anhängerinnen der ökologischen Wende in ihren Dörfern; lächelnd zeigen die farbenfroh gekleideten Sammlerinnen ihre Ernte, damit Farida sie fotografieren kann.

Globale Netze

Seit den fünfziger Jahren hatte man sich im Westen daran gewöhnt, Gärten als ein bloßes Verschönerungsunternehmen städtischen Wohlstands zu betrachten. Heute stößt man von London bis New York, von Wien bis Berlin auf eine neue internationale Gartenbewegung. Dazu gehören neben Community Gardens und in Eigenarbeit begründeten Hinterhöfen auch die geschilderten Zusammenschlüsse von Kleinbauern, die sich weltweit unter anderem als ›La via campesina‹ zusammengetan haben. In Afrika treten NGOs für die Kitchen Gardens der Frauen auch in den Städten ein, da sie dort einem bescheidenen Überleben dienen und den traditionellen Stolz der Frauen auf ihre die Familien nährenden Gartenkunst von neuem beleben. In Nordamerika sind die Nachbarschaftsgärten nicht nur im Viertel, sondern auch cityweit und überregional in ein Netz von Organisationen eingebettet, die wie die ›Green Guerillas Community Gardeners‹ mit Saatgut und Know-how gegen die soziale Desintegration in heruntergekommenen Stadtteilen vorgehen. In Europa, Ost wie West, bieten Kleinhöfe, Datschen und Schrebergärten den Menschen zugleich Nahrung und Halt. Diese Community Gardens und Datschen, Kleinstlandwirtschaften und städtische Landwirtschaftstreibende werden in der öffentlichen Debatte jedoch verschämt verschwiegen, da sie bisher den Geruch nicht loswerden konnten, hoffnungslos hinterher, romantisch oder gar spießig zu sein.

Das hat mit ihrer Zugehörigkeit zur häuslichen Sphäre, zu Haushalt, Hauswirtschaft einschließlich Selbstversorgerlandwirtschaft zu tun, einer Wirtschaftsform, die in den meisten Gesellschaften traditionell den Frauen zugeordnet wird. Diese selbstgenügsame ›Hauswirtschaft‹, die im Zuge des Triumphs der industriellen Revolution verdrängt und vergessen wurde und keine Steuern bringt, war eben gerade deshalb immer wieder das Feld der Utopisten, deren Lebensentwurf an die Idee eines egalitären und gemeinsamen Lebens anknüpft. In Krisenzeiten melden sich die Überlebenstechniken aus dem Alltag der kleinen und armen Leute wieder zurück, als notwendiges Korrektiv zur allgegenwärtigen Dominanz der Marktwirtschaft, wie sie im Realsozialismus ein notwendiges Korrektiv zur Planwirtschaft waren. Mit dem Schrumpfen der industriellen Welt und dem Nachlassen der Expansion wird diese andere Art der Globalisierung sichtbar. Auf internationalen Meetings, oft als Gegengipfeln zu den Treffen der Großen, verständigen



sich die praktisch tätigen Globalisierungskritiker auf eine neue Sicht der Dinge. Als Aufruf zu kreativer Erwerbslosigkeit im informellen Sektor verschafft diese Verständigung neuen Gärtnern oder ökologisch wirtschaftenden Kleinbauern Raum und neue Legitimation. Erfüllt doch gerade die Gartenkunst die Kriterien jener Eigenarbeiten, die der bayrisch-sächsische Zukunftsbericht für Erwerbslose empfiehlt.

So ist von Russland bis Indien die subsistenzorientierte Kleinlandwirtschaft nicht einfach eine zum Aussterben verurteilte Tradition, sondern – etwa als Urban Agriculture – eine neue Form der Selbsthilfe, die das Verwildern der Stadtzentren kreativ für sich nutzt und die chaotische Reruralisierung zur Hoffnung werden lässt. In den Slums von New York, den blühenden Community Gardens inmitten der Bronx, Harlems oder Brooklyns stellt der Besucher verblüfft fest, dass Gärten der bekannte Ort eines friedlichen Widerstands sind. Die um die Community Gardens in New York City, die Brachen von Berlin und die Schrebergartenländereien von Polen entbrannten Kämpfe machen ihre soziale, ökonomische wie ökologische Relevanz deutlich. Das könnte der Grund sein, weshalb in den Abgesängen auf Utopien immer wieder eine Ausnahme genannt wird: feministische und ökologische Initiativen, die den Hoffnungslosen den Raum für ihren Betätigungswillen zurückerstatten und damit das Klima auf der Erde in diesem wie in jenem Wortsinne verbessern.

Literatur

F. Akther: Nayakrishi Andolon – Eine Kleinbauern-Bewegung in Bangladesch, in: E. Meyer-Renschhausen, R. Müller und P. Becker für die Arbeitsgruppe Kleinstandwirtschaft (Hrsg.): Die Gärten der Frauen – Zur sozialen Bedeutung von Kleinstandwirtschaft in Stadt und Land weltweit. Herbolzheim 2002, S. 197-210

F. Akther: Resisting »Technology« and Defending Subsistence in Bangladesh: Nayakrishi Andolon and the Movement for a Happy Life, in: There is an Alternative – Subsistence and Worldwide Resistance to Corporate Globalization, ed. by V. Bennholdt-Thomsen, N. Faraclas and C. von Werlhof. London/New York/Victoria 2001, S. 167-188

B. Malinowski: Korallengärten und ihre Magie – Bodenbestellung und bäuerliche Riten auf den Trobriand-Inseln [1935]. Frankfurt am Main 1981

E. Meyer-Renschhausen und A. Holl (Hrsg.): Die Wiederkehr der Gärten – Kleinlandwirtschaft im Zeitalter der Globalisierung. Innsbruck 2000

»[Die] Krise der Utopie und die daraus resultierende Frage, ob sie denn überhaupt noch eine Zukunft habe, ist kein schlechtes Zeichen für die Partizipation der Bürger, war ihre kohärente Ausformulierung doch ein Ausdruck ihrer Entmündigung und Passivierung. Es ist also nicht unwahrscheinlich, daß die Utopie im Sinne einer intellektuellen Alleinverfügung übers Utopische keine Zukunft mehr hat – oder wenn doch, dann sicherlich keine große. Aber damit ist keineswegs gesagt, daß dies auch für das Utopische zutrifft, im Gegenteil: als Suche nach und Erprobung von Alternativen zum Bestehenden ist es heute nicht weniger verbreitet als in den Glanzzeiten der Utopie, nur daß es eine andere, weniger glanzvolle Gestalt angenommen hat. So taucht es heute etwa in jenen alternativen Projekten, alternativen Werkstätten und ökologischen Bauernhöfen auf, die sich in den Nischen dieser Gesellschaft angesiedelt haben. Im Unterschied zu den in den klassischen Utopien entwickelten Alternativen zeichnet sie nicht ein Mehr, sondern ein Weniger an Komfort und nicht ein Weniger, sondern ein Mehr an gesellschaftlich notwendiger Arbeit aus. Das Utopische zeigt sich hier als Versprechen auf eine bessere Zukunft durch das Leben einer materiell schlechteren Gegenwart, jedenfalls was den Vergleich mit der nichtutopischen Umgebung anbetrifft.«

H. Münkler: Das Ende des Utopiemonopols und die Zukunft des Utopischen, in: R. Saage (Hrsg.): Hat die politische Utopie eine Zukunft? Darmstadt 1992